



Interview —
Maria Preuß

Foto —
Katrin Binner/Laif

PROFESSORIN DR.
SANDRA CIESEK
ist Fachärztin für
medizinische Mikro-
biologie, Virologie,
Infektionsepi-
demiologie, Fachärztin
für innere Medizin und
Gastroenterologie und
Leiterin des Instituts
für Virologie am
Uniklinikum Frankfurt

„Ärztinnen gehen auf dem Weg nach oben verloren“

Im NDR-Podcast „Coronavirus-Update“ erklärt uns Sandra Ciesek Virusvarianten und deren Folgen. Wir sprechen mit der Virologin über den Reiz der Forschung, den Schwund der Medizinerinnen auf dem Weg in Führungspositionen und über Gesundheit als Gesellschaftsfrage

Sie sind Medizinerin und haben sich für eine wissenschaftliche Karriere entschieden. Warum?

Für mich gehört es einfach dazu, dass man Fragen, die sich in der Praxis ergeben, selber beantworten kann. Wenn ich bei Patienten Phänomene beobachte, kann ich das im Labor weiter untersuchen. Dadurch ist die Forschung wirklich anwendungsbezogen und relevant für die Patienten.

Die Arbeitsbedingungen samt befristeter Verträge wurden dieses Jahr unter #ichbinhanna viel kritisiert.

Ja, aber das betrifft vor allem die Naturwissenschaftler. In der Medizin gibt es ganz andere Tarifverträge. Es gibt zwar Befristungen bis zum Facharzt, aber in einer anderen Dimension. Und in der Medizin haben wir einen Mangel an Ärzten und eher das Problem, dass sich viele nicht mehr für die Forschung entscheiden, sondern ausschließlich den Arztberuf ausüben.

Weil der Arztberuf attraktiver ist?

Durch den Ärztemangel bleibt den einzelnen Medizinerinnen schlicht keine Zeit für die Forschung. Die Stellen werden ja durch die Krankenversorgung bezahlt, nicht durch die Forschung. Früher haben viele noch nebenbei geforscht, in den Abendstunden oder am Wochenende. Das ist teils nicht mehr leistbar und manchen nicht mehr so wichtig. Es gibt aber mittlerweile Programme, die Freistellungen für Medizinerinnen

Labor fördern. Dafür braucht ein Mediziner dann aber noch den sogenannten Postdoc.

Was hat Sie persönlich gereizt, diesen Mehraufwand zu leisten?

Mich hat Forschung immer interessiert. Ich habe eine experimentelle Doktorarbeit geschrieben, die mir viel Spaß gemacht hat. Darum habe ich mir danach eine Stelle in der Gastroenterologie gesucht, in der ich zumindest zeitweise weiter forschen konnte, und habe dann den Postdoc im Twincore/HZI im Labor gemacht, danach eine eigene Arbeitsgruppe geleitet. Dafür musste ich erst mal Zeit investieren: Die Facharztausbildung verschob sich nach hinten.

Wie haben Sie trotzdem beides geschafft – Forschung und Praxis?

Mir hat geholfen, dass ich ein Mensch bin, der sich alles offengelassen hat. Ich habe mich nie auf etwas versteift. Ich hatte nie vor, Virologin oder Chefin zu werden, ich habe aber immer versucht, alles zu erreichen, was möglich ist. Ich denke, es hilft, sich als junge Frau nicht von Anfang an zu sagen: Ich will Familie, dann kann ich die beruflichen Ziele eh nicht schaffen. Und dann ist es natürlich wichtig, einen Partner zu haben, der auch Verantwortung übernimmt. Wir machen es so, dass ich morgens das Kind versorge. Mein Mann ist Chirurg und fängt früher an zu arbeiten, dafür holt er es nachmittags ab. Diese Arbeitsteilung ist einfach ganz wichtig.

Jetzt wurden Sie mehrfach für Ihre Wissensvermittlung ausgezeichnet. Was bedeuten Ihnen diese Preise?

Ich freue mich darüber, weil ich das selbst auch schwierig fand. In diesen sehr erfolgreichen NDR-Podcast mit Christian Droschen einzusteigen war eine große Aufgabe. Da habe ich mich am Anfang schon gefragt, ob ich nicht in zu große Fußstapfen trete. Aber das Feedback, dass Menschen dabei etwas lernen, freut mich natürlich.

Haben Sie sich darauf vorbereitet?

Es war eigentlich ein Sprung ins kalte Wasser. Auch wenn wir hier in der Uniklinik intern beraten werden. Da geht es aber weniger darum, wie man kommuniziert, sondern eher um das Bewusstsein für Formate: In Talkshows geht es darum, eine Meinung zu vertreten, oft wird auch die Gegenmeinung eingeladen, damit eine Diskussion

entsteht. Ich glaube, manche Virologen sind so in der Presse in Positionen gerutscht, die sie eigentlich nicht wollten.

Sind Sie auch deshalb eher zurückhaltend mit Medienauftritten?

Es gibt Menschen, die Auftritte in den Medien genießen. Dazu gehöre ich nicht. Dieses Interview finde ich zum Beispiel wichtig, weil ich das Gefühl habe, dass sich viele junge Frauen zum Teil selber ausbremsen. Vielleicht kann ich so zeigen, dass man auch mit Familie und Kind seinen Weg gehen kann, oder kann Frauen dazu motivieren, ihre Träume zu erfüllen.

Verbessert sich die Situation für Frauen im medizinischen Sektor?

Schwierige Frage. Einerseits wird im öffentlichen Dienst meist nach Tarif bezahlt und nicht nach Geschlecht unterschieden. Bei den Pflegeberufen sind die Gehälter noch geprägt von der Zeit, in der oft Frauen diesen Beruf ergriffen, die soziale Wertvorstellungen vom Leben hatten. Ich glaube, Veränderungen der Arbeitsbedingungen sind eine große gesellschaftspolitische Aufgabe. Diese Berufe attraktiver zu machen, mehr auszubilden, geht nicht einfach so.

Worin liegt die Schwierigkeit genau?

Ich hoffe, die Menschen haben jetzt verstanden, dass ein Krankenhaus kein Wirtschaftsbetrieb ist. Wenn wir etwas verändern wollen, wird Medizin auch mehr kosten. Das ist die Frage: Wie viel ist uns Gesundheit wert?

Trotz gleicher Gehälter sind die Arbeitszeiten ein Nachteil für Frauen.

Ja, das fällt auch auf: Bei den Studienabgängerinnen hat man vor allem Frauen. Im Laufe der Karriere dreht sich das um, und unter den Fach- oder Chefärztinnen, also den Führungspositionen, sind mehr Männer. Ärztinnen gehen auf dem Weg nach oben verloren. Und zwar wenn sie Familie bekommen.

Und wie ließe sich das ändern?

Mehr Teilzeit ermöglichen! Dass sich etwa zwei Frauen eine Stelle teilen. Sonst haben wir in der Medizin ein Problem. Ich hatte das Glück, nach der Geburt schnell für ein paar Stunden wieder arbeiten zu können. Jahrelang pausieren macht es immer schwieriger. Gerade in der Forschung. Der Kontakt zu den Frauen darf nicht abreißen.